

Martin Luther King (1929 – 1968)

Informationen zu Biografie und Lebenswerk (B1 – B8)

- B1 Sklaven aus Afrika für die Baumwollfelder in Alabama
- B2 Amerika und die Sklavereifrage
- B3 Herkunft, Kindheit und Jugend von Martin Luther King
- B4 Gandhis gewaltloser Widerstand
- B5 Coretta - Die erste Stelle als Pastor
- B6 Der Busboykott (1955 – 1956)
- B7 Der gewaltlose Kampf (1956 – 1968)
- B8 „Endlich frei“ (April 1968)

B1 Sklaven aus Afrika für die Baumwollfelder in Alabama

Schon in der Antike (Griechen, Römer) war die Sklaverei weit verbreitet. Besiegten z.B. die Römer ein Volk, so mussten manche Besiegte als Sklaven nach Rom. Sklaven waren billige Arbeitskräfte. Sie wurden nicht als Menschen angesehen, sondern wie eine Vieh oder Ware. Sie waren Eigentum des Besitzers, der mit ihnen machen konnte, was er wollte. Das Schicksal eines Sklaven war oft sehr hart.

Die Amerikaner der Südstaaten brauchten viele billige Arbeitskräfte für ihre Zuckerrohr-, Tabak- und Baumwollplantagen.

Das brachte die Europäer auf die Idee, Sklaven in Westafrika zu kaufen und nach Amerika zu bringen und dort zu verkaufen. Es entwickelte sich ein blühender Dreieckshandel. Europäer (Portugiesen, Holländer, Engländer) segelten mit Branntwein, Schiesspulver und billigen Schmuck nach Afrika. Diese Waren wurden an die Stammeshäuptlinge verkauft, die den Händlern dafür Sklaven gaben bzw. das Recht, Sklaven zu fangen. Zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert wurden etwa 20 Mio. Menschen in Afrika gefangen und als Sklaven nach Nord- oder Südamerika gebracht. Ganze Landstriche verödeten durch die Beutezüge der Sklavenhändler. Die Überfahrt nach Amerika fand für die Sklaven unter grauenhaften Bedingungen statt. Viele starben schon bei der Schiffsreise. In Amerika angekommen verkauften die Sklavenhändler die Sklaven auf dem Sklavenmarkt wie Vieh. 1780 kostete ein junger männlicher Schwarzer – das waren die wertvollsten Sklaven - 200 Dollar, 1860 bereits über 1300 Dollar. Familien wurden auseinander gerissen. Vom Gewinn kauften die Sklavenhändler Baumwolle, Zucker und Tabak, den sie nach Europa brachten. Hohe Gewinne waren den Händlern sicher!

Viele Sklaven hatten ein hartes Schicksal, besonders wenn sie einen ruchlosen Herrn hatten, der kein Recht und keine Gnade kannte. Sie mussten täglich bis zu 18 Stunden in den Plantagen arbeiten, wurden geschlagen und gequält. Die Sklaven hatten zwar gewisse Rechte, aber sie konnten sie nicht vor dem Gericht einfordern. Heiraten durften sie nur mit Erlaubnis des Eigentümers. Und ihre Kinder waren Besitz ihres Herrn.

Fast alle schwarzen Amerikaner sind Nachkommen ehemaliger Sklaven. Das sind 12% der heutigen Bevölkerung Amerikas. Auch die Vorfahren der Kings waren Sklaven.

B2 Amerika und die Sklavereifrage

Im Laufe der Zeit wurden Einzelheiten über den Sklavenhandel bekannt und immer mehr Europäer waren entsetzt über die Grausamkeit des Sklavenhandels. England verbot 1807 den Sklavenhandel. Trotzdem ging der Sklavenhandel weiter, weil die Nachfrage nach Sklaven sehr gross war.

In den USA gab es jahrelangen Streit wegen der Sklaverei. Der Norden der USA lebte von der Industrie, der Süden von der Plantagenwirtschaft. Die Amerikaner des Nordens lehnten die Sklaverei ab. Sie fanden Sklaverei falsch und unmoralisch. Sagte nicht die Unabhängigkeitserklärung von 1776 jedem Menschen (egal welcher Hautfarbe) die Freiheit zu? „Wir halten diese Wahrheit für selbstverständlich, dass alle Menschen gleich erschaffen sind, dass sie von ihrem Schöpfer mit bestimmten, unveräusserlichen Rechten ausgestattet sind, darunter Leben, Freiheit und das Streben nach Glück“ Jefferson, 1776.

Doch der Süden mit seinen riesigen Plantagen war für die Sklaverei, denn sie hatten grossen Gewinn aus der Arbeit der Sklaven auf ihren Baumwollfeldern. So kam es 1860/61 zum Amerikanischen Bürgerkrieg. 1865 gewann der Norden den Krieg und die Sklaverei wurde in den USA abgeschafft.

Doch der Süden weigerte sich, die neuen Zusätze zur Verfassung anzuerkennen, wonach die Schwarzen gleichberechtigte Bürger waren und das Wahlrecht besaßen. Der Süden hielt mit einem Pacht- und Abgabensystem die Schwarzen weiterhin in Abhängigkeit. Sie demütigten die Schwarzen, indem sie sie als „Nigger“ beschimpften und sie für dreckig, unehrlich und listig hielten (Vorurteile). Mit vielen Gesetzen trennte man im Süden das Leben der Schwarzen und der Weissen. Es gab getrennte Schulen und Universitäten, Wohnbezirke, Toiletten, Schwimmbäder, Parkbänke, Wartezimmer, Kinoeingänge, Imbissbuden, Plätze in öffentlichen Bussen etc. Und die schwarzen Schulen etc. waren immer schlechter und schmutziger als die weissen. Viele Schwarze waren arbeitslos und arm, weil die Ausbildungsmöglichkeiten sehr schlecht waren.

Vielen Südstaatlern war es nicht genug, die schwarze Bevölkerung im täglichen Leben zu unterdrücken. Sie gründeten 1865 den Geheimbund Ku-Klux-Klan, der die Schwarzen terrorisierte (Lynchjustiz). Dass sie für ihre Verbrechen an der schwarzen

Bevölkerung vor ein Gericht gestellt oder gar verurteilt wurden, mussten die Weissen im Süden nicht befürchten.

Nicht alle Weisse des Südens waren für die Rassentrennung, doch sie konnten sich mit ihrer Meinung nicht durchsetzen. Viele Schwarze hatten Angst und ergaben sich in ihr Schicksal. Sie akzeptierten, dass sie Bürger zweiter Klasse waren und hatten die Hoffnung aufgegeben, dass sich etwas ändern könnte.

Bei aller Trostlosigkeit ihres Schicksals gab es einen Ort, an dem die Schwarzen Gemeinschaft erleben konnten und eigene Führung. Das waren ihre Kirchen. Der Sonntagsgottesdienst war für viele das wichtigste Ereignis der Woche. Im christlichen Glauben spiegelte sich die Freude der Menschen an Gott, ihre Hoffnungen, ihr unerschütterlicher Glaube, aber auch ihre Sorgen und ihr Leid. Die Lieder der Schwarzen, die Gospelsongs und die Spirituals zeigen uns etwas von dieser Kraft. Wie die Israeliten in Ägypten auf ihre Befreiung hofften, so hofften die Schwarzen auf ihre Befreiung aus der ungerechten Unterdrückung.

B3 Herkunft, Kindheit und Jugend von Martin Luther King

Die Vorfahren der Familie King waren Sklaven, die befreit wurden. Schon Martins Grossvater und auch sein Vater waren Pfarrer in der baptistischen Ebenezer Kirche in Atlanta. Viele schwarze Prediger schwiegen zu den Ungerechtigkeiten der Unterdrückung durch die Weissen. Nicht so Martins Grossvater und auch nicht sein Vater (siehe M1). Zwar galt Protest als gefährlich, doch Martins Grossvater liess sich nicht davon abschrecken. Er forderte seine Gemeindeglieder auf, in Läden, die abfällige Bemerkungen über die Schwarzen machten, nicht mehr einzukaufen. Auch Martins Vater war ein mutiger Kämpfer für die Rechte der Schwarzen. Er bemühte sich darum, gleiche Bezahlung für alle Lehrer ungeachtet ihrer Hautfarbe durchzusetzen. Er half vielen Schwarzen im Umgang mit der Polizei, der Schulbehörde oder bei der Suche nach Arbeit. Martins Vater war überzeugt: Alle Menschen sind Kinder Gottes. Deshalb muss allen zu einem Leben in Freiheit und Gerechtigkeit verholfen werden. Doch liess er sich nie zum Hass gegen die Weissen hinreissen. Sein tiefer Glaube an Gott half ihm, unter den schlimmsten Umständen Hoffnung zu verbreiten. Trotz des Leidens auf der Welt wird Gott über das Böse siegen und alle Menschen frei machen. Diesen Glauben gab er an seine Kinder weiter.

Martin war das zweite von drei Kindern in der Pfarrerrfamilie King. Er wurde am 15. Januar 1929 in Atlanta (Georgia) geboren. Seine Eltern nannten ihn Martin Luther in Erinnerung an den grossen deutschen Reformator Martin Luther der Kirche, der gegen alle Widerstände die Kirche erneuert hatte.

Zuhause wurde er ML genannt. Er war ein fröhliches, wissbegieriges und begabtes Kind. Er konnte mit fünf Jahren ganze Passagen aus der Bibel auswendig. Als er einmal einen Gastprediger in der Kirche gehört hatte, der ihn sehr beeindruckte, erklärte ML seinen Eltern: „Eines Tages finde ich auch so grosse Worte wie dieser!“

Und tatsächlich, als er etwas älter war, gewann ML in Redewettbewerben regelmässig Preise. Als er 15 Jahre alt war, ereignete sich ein Vorfall, der Martin sehr demütigte und wütend machte. Martin gehörte in seiner Schule zu einem Debattierkreis. Er hatte gemeinsam mit anderen Mitschülern einen Redewettbewerb in einer anderen Stadt besucht, wo er für seine Rede „Die Neger und die Verfassung“ (Über die Rechte der Schwarzen nach der Verfassung) einen Preis gewonnen hatte. Das war ein stolzer Au-

genblick, und ML war glücklich und zufrieden, als er an diesem Abend zusammen mit seiner Lehrerin im Bus nach Hause fuhr. Im Laufe der Fahrt stiegen immer mehr Reisende zu, bis alle Plätze besetzt waren. Dann kamen noch zwei Weisse, und der Busfahrer verlangte, dass Martin und seine Lehrerin aufstehen und ihre Plätze den Weissen geben sollten. Martin weigerte sich, aber der Busfahrer bestand darauf und nannte ihn einen „schwarzen Bastard“. Martin wurde entsetzlich wütend. Gerade hatte er einen Preis bekommen für seine Rede über die Rechte der Schwarzen, doch hier wurden genau diese verfassungsmässigen Rechte missachtet. Am liebsten hätte er sich mit dem Busfahrer geschlagen, aber er war mit seiner Lehrerin zusammen, die sich fürchtete und ihn bat, aufzustehen und Ärger zu vermeiden.

Martin war ein aussergewöhnlich guter Schüler, so dass er zwei Klassen überspringen konnte. So beendete er zwei Jahre früher als alle anderen seine Schulzeit und ging bereits mit 15 Jahren fürs Studium ans Morehouse College. Es galt als eines der besten schwarzen Colleges der USA. Martin wusste, dass er im Vergleich mit vielen anderen schwarzen Jugendlichen bevorzugt war.

Martin wollte anfänglich Arzt oder Anwalt werden, denn es war sein Wunsch, etwas für die unterdrückten Menschen seines Volkes zu tun. Ein Professor namens Mays brachte ihn dazu, sein Berufsziel zu ändern. Er sagte: „Die Kirche soll sich nicht nur um die Seelen der Menschen kümmern, sondern auch um die alltäglichen Sorgen der Menschen und ihnen dabei helfen. Bisher haben das die Kirchen viel zu wenig getan.“ Martin hat das eingeleuchtet. Er wollte ein solcher Pfarrer werden, der den Menschen bei ihren Problemen half. Und ein grosses Problem war das demütigende Leben unter den Rassentrennungsgesetzen.

Während seines Studiums beschäftigte ihn immer wieder die Frage: Wie können wir die Rassentrennung überwinden? Je länger er nachdachte, desto sicherer war er, dass Gewalt nicht der richtige Lösungsweg ist. Er wusste, dass Gewalt immer Gegengewalt erzeugt. Und er wusste, dass die Weissen stärker, reicher und zahlreicher waren als die Schwarzen. Ausserdem war Martin überzeugter Christ. Er wollte den Worten und Lehren von Jesus Christus folgen.

B4 Gandhis gewaltloser Widerstand

Wir haben gelernt, dass Martin Luther King sich in seiner Studienzeit intensiv mit der Botschaft von Jesus, besonders der Bergpredigt auseinandergesetzt hat. Er hat zwei Prinzipien von Jesus gelernt.

1. Ich verzichte auf Gewalt, auch wenn mein Gegner gegen mich gewaltsam vorgeht. Denn Gewalt erzeugt immer Gegengewalt. Nur wenn ich auf Gewalt verzichte, kann der Teufelskreis der Gewalt durchbrochen werden.
2. Ich liebe meine Feinde. Sie sind meine Brüder und Schwestern. Ich will ihnen helfen, dass sie ihre falsche Einstellung zu uns Schwarzen überwinden können. Wir wollen Hand in Hand gehen, Schwarz und Weiss.

Martin spürte, dass er auf dem richtigen Weg ist. Doch er konnte sich einfach nicht vorstellen, wie man mit diesen Prinzipien die Rassentrennung abschaffen kann. Bis er von Mahatma Gandhi hörte. Ein Professor erzählte in einen Vortrag begeistert von Mahatma Gandhi. Martin Luther King hörte sehr aufmerksam zu. Er merkte, dass er bei Gandhi die Lösung seines Problems finden konnte. Und nach dem Vortrag besorgte er sich alle Bücher über Gandhi, die er kriegen konnte.

Gandhi wurde 1869 in Indien geboren. Indien wurde in dieser Zeit durch die Engländer beherrscht und ausgebeutet. Gandhi gehörte der drittobersten Kaste an und der Familie ging es gut. Seine Mutter war sehr religiös, und Gandhi verehrte sie sehr. Als Gandhi 13 Jahre alt war, wurde er mit Kastruba verheiratet, der Tochter eines Kaufmanns. So war es damals üblich, und die beiden waren 62 Jahre verheiratet, bis Kastruba starb. Sie hatten vier Kinder.

Nach seinem Jurastudium in England verliess Gandhi als junger Anwalt Indien, um in Südafrika zu arbeiten. Doch wurde Gandhi sehr schnell klar, dass Inder dort nur Menschen zweiter Klasse waren. Er wurde häufig beleidigt. Weisse Coiffeure weigerten sich, ihm die Haare zu schneiden. Er durfte, obwohl er genug Geld hatte, nicht in den Hotels der Weissen wohnen oder mit dem Zug in der 1. Klasse fahren. Er wurde von einem Postkutschenfahrer geschlagen, als er sich weigerte, seinen Platz einem weissen Reisenden zu überlassen, obwohl er ein gültiges Fahrillet hatte. Diese Erfahrungen der Ungerechtigkeit verwandelten den schüchternen jungen Inder in einen mutigen Kämpfer für Menschenwürde und Freiheit. Gandhi hatte bald eine erfolg-

reiche Anwaltskanzlei und wurde reich. Er wurde in der Indischen Gemeinde Südafrikas sehr bewundert.

Die ständigen Demütigungen, die die Inder zu erdulden hatten, liessen Gandhi keine Ruhe. Er entwickelte die Methode des gewaltlosen Widerstands. Es ist eine Kampfmethod, aber mit friedlichen, gewaltlosen Mitteln. Gandhi lehrte die Inder, den Feinden mit gut organisiertem, unbewaffnetem, passivem Widerstand entgegenzutreten. Dies erfordert sehr viel Disziplin. Die Widerständler wehrten sich nicht, auch als Tausende von wehrlosen Frauen angegriffen und brutal zusammengeschlagen wurden. Sie schlugen nicht zurück. Sie stellten aber gerechte Forderungen an die Machthabenden und waren bereit, ungerechte Gesetze zu brechen und dafür ins Gefängnis zu gehen. So sollten die Feinde beschämt werden und einsehen, dass sie Ungerechtes taten. Die Liebe und das ungerechte Leiden sollte die Gegner zur Einsicht bringen, dass ihr Handeln falsch ist. Es war ein jahrelanger, zäher Kampf. Aber Gandhi hat so seine Gegner sowohl in Südafrika, wie auch später in Indien (ab 1915) überzeugt. Die Inder bekamen die ihnen zustehenden Rechte.

Gandhi lehrte alle Unterdrückten, sich zu wehren, ohne zu töten oder Gewalt anzuwenden. Vor Gandhi kannte die Menschheit nur den Weg des Krieges und der Gewalt, sich zu wehren. Gandhi zeigte den Menschen einen neuen Weg, wirkungsvoll gegen das Unrecht vorzugehen. Es war die Waffe der Liebe, nicht des Todes, die Gandhi der Menschheit schenkte.

Unter Gandhis Führung konnten die Inder das Joch der britischen Herrschaft abschütteln (1947). Fast 30 Jahre hatte Gandhi dafür gekämpft. Indien wurde zu einer Demokratie. Aber es war ein langer Weg, der viele Opfer kostete. 1948 wurde Gandhi von einem extremen Hindu erschossen. Millionen Inder nahmen am Trauermarsch teil. Sie hatten Gandhi wie einen Heiligen verehrt.

Martin Luther King war sehr beeindruckt von dem, was Gandhi in Indien tat und vor allem, wie er für die Gerechtigkeit kämpfte. Er begann, mehr über Gandhi zu lesen und zu lernen. Er übernahm viele Ideen von Gandhi für den Kampf, der ihm bevorstand.

B5 Coretta - Die erste Stelle als Pastor

Während seiner Studienzeit im Norden der USA lernte Martin die junge Coretta Scott kennen. Coretta war Musikstudentin und wollte Sängerin werden. Sie war eine sehr schöne Frau und hatte eine herrliche Stimme. Es war Liebe auf den ersten Blick. „Alles, was ich mir von meiner zukünftigen Frau erträumt habe, hast du“, sagte Martin zu Coretta, als sie sich nur drei Wochen kannten. „Du hast einen guten Charakter, bist intelligent, weißt, was du willst und bist schön. Willst du mich heiraten?“ Auch Coretta war von Martin beeindruckt. Seine fröhliche Art gefiel ihr, auch der Wunsch, sich für die Gleichberechtigung der Schwarzen einzusetzen. Lange musste sie nicht überlegen. Sie stimmt der Hochzeit zu. Im Juni 1953 heirateten Martin und Coretta. Sie hatten zusammen vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne. Die Ehe wurde sehr glücklich. Martin und Coretta hielten immer zusammen. Gemeinsam kämpften sie für die Gleichberechtigung der Schwarzen.

Ein Jahr später schloss Martin sein Studium mit besten Noten ab. Er hätte an der Universität als Professor bleiben können, und das hätte Martin auch viel Spass gemacht. Doch er entschied sich zusammen mit seiner Frau dafür, eine Pfarrstelle in Montgomery, im Süden der USA im Staat Alabama, anzunehmen. Er spürte, dass hier seine Berufung lag. Er wollte sich für die Gleichberechtigung der Schwarzen einsetzen. Deshalb verzichtete er auf ein schönes, freies Leben als Professor im Norden der USA.

Martin musste als Pfarrer jeden Sonntag vor seine Gemeinde predigen und Gottes Wort auslegen. Er war ein guter Prediger, ja er wurde immer besser und sprach so, dass die Menschen ihn verstanden und dass ihnen die Botschaft zu Herzen ging. Bald kamen immer mehr Leute in die Kirche, um den jungen Pfarrer King zu hören.

B6 Der Busboykott

Rosa Parks blieb einfach sitzen. Sie war müde und hatte genug davon, von den Weissen herumkommandiert zu werden. Unruhe macht sich im Bus breit. „Komm, Rosa, steh auf, mach keinen Ärger“, tönte es von hinten. „Du faule Niggerschlampe, steh endlich auf“, schrie ein weisser junger Mann. Er grinst hämisch. Der Busfahrer sagte: „Ich gebe dir genau drei Sekunden zum Aufstehen und nach hinten gehen.“ Eins, zwei, drei.“ Rosa Parks bleibt sitzen. Sie schaut den Busfahrer an. In ihr erwacht Kampfgeist. Sie bleibt einfach sitzen und schaute den Busfahrer freundlich an. Der wütende Busfahrer zerrt Rosa Parks aus dem Bus und alarmiert die Polizei. Rosa Parks wird abgeführt und auf dem Polizeirevier verhört.

Solche Zwischenfälle hatte es schon öfters gegeben. Aber dieses Mal war die Geduld der Schwarzen zu Ende. Rosa Parks Verhaftung hatte das Fass zum Überlaufen gebracht. Es sprach sich unter den Schwarzen herum, was geschehen war. Martin Luther King und 50 andere einflussreiche Schwarze kamen zusammen um zu besprechen, was man tun könnte, damit diese erniedrigende Rassentrennung in den Bussen endlich aufhörte. Man beschloss, einen Busstreik zu organisieren. Eine schwarze Frauenorganisation hatte bereits Pläne für einen Busstreik entwickelt. Martin Luther King erzählte seiner Gemeinde im Sonntagsgottesdienst von Rosa Parks und dem Plan des Busboykotts. „Liebe Brüder und Schwestern! Wir alle sind von Gott geliebte Kinder! Wir wollen die Demütigungen nicht länger ertragen. Wir wollen nicht mehr länger mit dem ungerechten System der Rassentrennung zusammen arbeiten. Wir haben genug und wollen die Busse boykottieren. Kein Schwarzer soll mehr einen öffentlichen Bus benutzen! Wir beginnen am 5. Dezember morgens früh mit dem Busstreik. Alle schwarzen Taxifahrer haben sich bereiterklärt, euch zu Buspreisen zu befördern. Schliesst euch zusammen zu Fahrgemeinschaften! Lauff, wenn es möglich ist. Wir werden der Busgesellschaft drei Forderungen vorlegen:

1. Schwarze werden in den Bussen höflich behandelt.
2. In den Bussen sollen die Sitze der Reihenfolge nach eingenommen werden, in der die Fahrgäste einsteigen – wobei die Schwarzen von hinten und die weissen von vorne die Plätze füllen. Kein Schwarzer muss mehr für einen Weissen aufstehen.

3. Auf den Buslinien, die durch schwarze Quartiere führen, werden schwarze Busfahrer eingesetzt.

Erst wenn diese drei Forderungen erfüllt sind, werden wir wieder Bus fahren. Denkt daran, wir kämpfen mit Liebe und Geduld. Lasst euch nicht zu Hass oder Gewalt hinreissen. Unser Kampf ist ein gewaltloser Kampf. So werden unsere weissen Brüder und Schwestern merken, dass sie auf dem falschen Weg sind und umkehren.“ Viele Handzettel wurden in der Stadt unter den Schwarzen verteilt. Martin und die anderen Organisatoren waren gespannt, ob sich die Menschen dem Busboykott anschliessen würden.

Hier könnte man S die Streikflyer gestalten lassen.

Am Morgen des 5. Dezembers stand Coretta am Fenster und schaute gespannt auf die Strasse. Direkt vor ihrem Haus war eine Bushaltestelle. Niemand stand dort. Coretta wartete auf den ersten Bus. Würden die Schwarzen beim Boykott mitmachen und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten auf sich nehmen? Der erste Bus fuhr vor, hielt kurz, fuhr weiter. Es war kein einziger Schwarzer im Bus. „Martin, das musst du dir ansehen!“ rief Coretta. Gespannt standen die beiden am Fenster und warteten auf den nächsten Bus. Wieder leer. Und so ging es den ganzen Tag. Viele Schwarze liefen täglich weite Strecken zu Fuss. Sie liefen für die Befreiung ihrer Kinder und Enkel. Eine alte Frau sagte: „Meine Füsse sind müde. Aber meine Seele hat Frieden gefunden.“ Ein Car Pool mit 150 Autos wurde gebildet, der die Schwarzen transportierte. Es begeisterte die Menschen, dass die Schwarzen aus allen Schichten zusammenhielten.

Die weissen Busgesellschaft lehnte die Forderungen der Schwarzen ab. Nur den ersten Punkt waren sie bereit zu akzeptieren. Man begann, Martin Luther King zu bedrängen. Er kam wegen angeblicher Geschwindigkeitsübertretung ins Gefängnis. Er und seine Familie wurden übers Telefon fast täglich bedroht und beschimpft. Das war für die Familie King nicht leicht. Doch die Bedrohung stärkte die Entschlossenheit der Schwarzen, ihren Streik fortzusetzen.

Kaum zwei Monate nach Beginn des Busboykotts traf eine erste Bombe das Haus der Familie King. Martin war nicht zu Hause. Coretta konnte sich und ihre kleine Tochter retten. Als Martin kam, war bereits eine wütende Menschenmenge um das Haus versammelt. Martin sprach sofort mit den empörten Menschen. Er erinnerte sie an die Aufforderung Jesu: „Liebet eure Feinde! Vergeltet Hass mit Liebe. Übt keine

Gewalt. Gebt mir eure Waffen!" Martin sammelte die Waffen ein. Die Leute waren bewegt, viele weinten. Der Busboykott ging weiter, trotz Drohungen und Anschuldigungen.

Die weisse Stadtregierung versuchte, mit allen Mitteln den Boykott zu beenden. Sie ging vor Gericht und klagte, dass der Car Pool der Schwarzen ein Unternehmen sei, das ohne Genehmigung der Behörde arbeitete. Nun wurde es kritisch. Denn das Gericht würde sicher den Weissen Recht geben. War fast ein Jahr Busstreik vergebens? Am 13. November 1956 war die Gerichtsverhandlung angesetzt. An diesem Tag verbreitete sich plötzlich die Nachricht, dass der Oberste Gerichtshof Amerikas soeben erklärt hatte, dass die Gesetze Alabamas über die Rassentrennung in Bussen verfassungswidrig seien! Es war ein Wunder! Alle Sorgen Martins und seiner Kampfgenossen, dass sich der Streik nicht fortsetzen liess, waren unnötig geworden.

Nach einem Jahr des Widerstands hatten die Schwarzen in Montgomery ihre Ziele durchgesetzt. Die Busgesellschaft musste in allen drei Punkten einwilligen.

Als Martin am Ende des Busstreiks den ersten Bus bestieg, hielt das Fernsehen diesen Augenblick fest. Die Schwarzen hatten gelernt, gemeinsam zu handeln. Sie hatten ihre eigene Macht kennen gelernt. Und sie hatten mit friedlichen Mitteln gekämpft. Das war ein grosser Schritt zur Freiheit!

Die Gewaltausbrüche der Weissen liessen nicht lange auf sich warten. Bald wurde von aussen auf Schwarze, die in Bussen fuhren, geschossen. Vier baptistische Kirchen wurden durch Bombenattentate zerstört. Menschen starben. Auf Martins Haus wurde ein zweites Bombenattentat verübt. Erst als Weisse wegen Verbrechen gegen Schwarze vor Gericht gestellt wurden – was es vorher noch nie gegeben hatte –, hörten die Gewalttaten auf.

Ganz Amerika hatte am Fernsehen den Busboykott mitverfolgt. Und in vielen Städten in den Südstaaten wurden ähnliche Aktionen unter der Führung ihrer Pfarrer gemacht. Die Führer schlossen sich zusammen und sprachen sich ab. Amerika wurde auf das Problem der Rassendiskriminierung aufmerksam.

B7 Der gewaltlose Kampf (1956 – 1968)

Coretta und Martin machten sich auch Gedanken, wie sie das Selbstbewusstsein ihrer Kinder stärken konnten. Wie sollen schwarze Kinder sich selbst annehmen, wenn in den Illustrierten und in der Werbung nur weisse Menschen als schön dargestellt werden? Wie sollen sie verstehen, dass schwarzen Kindern der Vergnügungspark, für den im Fernsehen geworben wurde, nicht offen steht?

Am 17. Mai 1957 fand ein Gebetspilgerzug von 20'000 Menschen nach Washington, der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, statt. Mit diesem Marsch sollte dem Widerstand gegen die Rassendiskriminierung dramatisch Nachdruck verliehen werden. Die Teilnehmer empfingen Martin begeistert. Sie sahen ihn als Führer der Bürgerrechtsbewegung an.

Im September 1957 verfügte die amerikanische Regierung, dass alle weissen Schulen schwarze Kinder aufnehmen müssen. Es kam an vielen Orten zu Rassenunruhen. Einige Schwarze wurden grausam niedergemetzelt. Viele schwarze Schüler konnten nur mit Polizeischutz in die Schule gehen.

Als Martin ein Jahr später an einer Gerichtsverhandlung teilnehmen wollte, liessen ihn weisse Polizisten nicht in den Saal. Sie misshandelten ihn und behaupteten, er habe Widerstand geleistet. Später wurde er verurteilt, eine Geldstrafe zu zahlen oder für zwei Wochen ins Gefängnis zu gehen. Martin wollte ins Gefängnis. Doch der Polizeikommissar hatte die Geldstrafe stillschweigend bezahlt, weil er nicht wollte, dass die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf das fragwürdige Urteil gelenkt würde.

Zwei Wochen später wurde Martin von einer psychisch gestörten schwarzen Frau mit einem scharfen Brieföffner niedergestochen. Martin hatte in einem Kaufhaus auf Wunsch der Kunden Autogramme in sein neuestes Buch geschrieben. Die Spitze des Brieföffners berührte eine wichtige Herzkranzader. Eine heftige Bewegung, und Martin Luther King wäre verblutet. Die Notoperation verlief erfolgreich. Noch im Krankenhaus setzte sich Martin für die Attentäterin ein. Sie brauche Hilfe. Martin brauchte lange Zeit, um sich zu erholen. Er reiste mit Coretta nach Indien, um auf Gandhis Spuren zu gehen und sein Werk kennen zu lernen.

Ende 1959 verliessen die Kings Montgomery und Martin übernahm das zweite Pfarramt in der Kirche seines Vaters in Atlanta. Hier hatte er mehr Zeit für den Kampf der

Bürgerrechtsbewegung. Martin arbeitete extrem viel, als ob er wusste, dass er nicht viel Zeit haben würde.

In dieser Zeit breitete sich eine neue Form des gewaltfreien Streiks gegen die Rassentrennung in den Südstaaten aus. Mit Sitzstreiks (Sit-ins) wollten schwarze und weiße Studenten erzwingen, an Imbissbuden gemeinsam bedient zu werden. Das Gesetz bestimmte schon länger, dass die Rassentrennung in Schulen, bei Wahlen, in Krankenhäusern, Restaurants und Kinos endlich aufgehoben werden sollte. Bei solch einem Sitzstreik kam Martin zusammen mit anderen ins Gefängnis. Er wurde zu vier Monaten Zwangsarbeit verurteilt. Das Gefängnis war dafür bekannt, dass dort unerwünschte Schwarze auf merkwürdige Art starben. Coretta hatte Angst um Martin. So war sie froh, als John F. Kennedy, der mitten im Präsidentschaftswahlkampf war, sich für Martin einsetzte. Martin kam frei. Einige Tage später gewann John F. Kennedy mit den Stimmen der Schwarzen die Wahl zum Präsidenten der USA. Bis zu dessen Ermordung unterstützte John F. Kennedy Martin Luther King in seinem Kampf.

Der Kampf ging weiter. Die Schwarzen waren sich untereinander nicht einig. Manche waren mit dem bereits Erreichten zufrieden. Andere, z.B. die „Black Muslim“ und die „Black-Power-Bewegung“ unter der Führung von Malcolm X, wollten mit Gewalt gegen die Rassendiskriminierung kämpfen. Diese Gruppen erhielten in den nächsten Jahren immer mehr Anhänger. Martin litt unter den Spannungen. Er selbst hielt daran fest, dass nur der gewaltfreie Kampf sie ans Ziel führen würde.

Martin wurde immer wieder angegriffen. Einmal warfen ihm die Behörden Steuerhinterziehung vor. Er habe Gelder, die er erhalten habe, bei seiner Steuererklärung nicht angegeben. Das verletzte Martin tief, denn sein guter Ruf stand auf dem Spiel. Nach tagelanger Gerichtsverhandlung wurde er endlich von einem weissen Gericht in allen Punkten frei gesprochen.

1961 begannen die Freiheitsfahrten. Weiße und Schwarze fuhren zusammen in Überlandbussen. Es kam zu schrecklichen Gewalttätigkeiten. Weiße Rassisten zerrten die Freiheitsfahrer aus den Bussen, verprügelten sie und steckten die Busse in Brand. Doch es gab auch Erfolge. Es wurde immer klarer, dass der Kampf sich lohnte. In vielen Bibliotheken, Restaurants, Kinos und Supermärkten des Südens wurde die Rassentrennung aufgehoben.

Da geschah etwas, was bei gewaltfreien Aktionen nicht hätte vorkommen dürfen: 2000 Jugendliche griffen mit Flaschen und Knüppeln 170 Polizisten an. Martin und

seine Mitarbeiter hatten sich nicht genügend Zeit genommen, die jungen Leute vor Beginn der Proteste zu überzeugen, dass nur der gewaltfreie Kampf Aussicht auf Erfolg hat. Martin rief zu einem Tag der Reue mit Gebeten auf. Und dann fügte er sich dem Demonstrationsverbot. So wurde die Kampfkraft der Schwarzen in Albany gebrochen. Doch Martin lernte aus seinem Fehler. In anderen Städten des Südens wurde erfolgreich weiter gekämpft – mit gewaltfreien Mitteln. In Birmingham wurden 959 Kinder, die bei einem Friedensmarsch mitgemacht hatten, brutal mit Wasserwerfer zu Boden geworfen. Polizeihunde wurden auf die Kinder losgelassen. Die Kinder wurden ins Gefängnis gesteckt. Und das Fernsehen übertrug die Bilder aus Birmingham ins ganze Land. Die Stimmung der Nation wendete sich gegen die weisen Rassisten.

Bei einem Protestmarsch wurden die schwarzen Demonstranten vom Polizeiführer aufgefordert, ihren Protest abubrechen und umzukehren. Ihr Marsch sei nicht genehmigt. Da knieten die Demonstranten im Fürbittegebet für die Gefangenen nieder und riefen den Polizisten zu: „Dreht das Wasser auf! Lasst die Hunde los! Wir kehren nicht um. Vergib ihnen, o Herr!“ Wie gebannt wichen die Polizisten zurück.

Präsident Kennedy brachte neue Gesetze für verbesserte Bürgerrechte der Schwarzen ein. Doch die Umsetzung liess auf sich warten. Martin und seine Mitkämpfer beschlossen, einen Marsch für Arbeit und Freiheit nach Washington zu organisieren. Sie hofften, dass 100'000 Menschen mitmarschieren würden. Dieser Marsch auf Washington, der am 13. August 1963 stattfand, war ein ungeheurer Erfolg. 250'000 Menschen versammelten sich, darunter 60'000 Weisse. Millionen Menschen verfolgten das Geschehen im Fernsehen. Martin sprach als letzter Redner. Er, der erst 34 Jahre alt war, wurde als moralischer Führer der Nation angekündigt. Seine Rede war grossartig. Und seine Worte ergriffen die Herzen der Menschen.

M10 „Ich habe einen Traum...“ bearbeiten.

Einerseits wurde Martin Luther King bewundert und anerkannt. Er redete mit dem amerikanischen Präsidenten und Führern anderer Länder. Er erhielt Hunderte von Auszeichnungen. 1963 wurde er der Mann des Jahres in den USA. 1964 erhielt er sogar den Friedensnobelpreis. Radio und Fernsehen übertrugen seine Reden im ganzen Land. Seine Bücher wurden in hohen Auflagen gedruckt und verkauft. Andererseits erfuhr er ständig Hass und Ablehnung. Morddrohungen und Mordanschläge, Misshandlungen und Gefängniszellen gehörten zu seinem Alltag. Man hörte seine

Gespräche zu Hause und in seinen Hotelzimmern ab. Nicht nur Weisse waren seine Gegner, auch Schwarze. Das war für Martin besonders schwer zu verstehen. Es kam immer wieder zu Gewalttaten gegen Bürgerrechtler, nicht nur gegen Schwarze. Als ein weisser Demonstrant, Pfarrer James Reeb, Vater von fünf Kindern, an einem Abend mit zwei anderen Geistlichen aus einem schwarzen Restaurant kam, zertrümmerte ihm Ku-Klux-Klan- Mitglieder den Schädel. Diese schreckliche Tat erregte das ganze Land. Der Präsident erklärte, die Sache der Schwarzen sei Sache der ganzen Nation geworden. Solche grauenvollen Taten, von denen mehrere geschahen, gingen Martin und seinen Mitstreitern sehr nahe. Es gehörte grosse Kraft und starker Mut dazu, die Arbeit trotzdem fortzusetzen.

Martin kämpfte nicht nur für die Aufhebung der Rassentrennung, sondern auch für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Schwarzen überall in den USA. Denn viele Schwarze, auch im Norden, waren arbeitslos und lebten unter ärmlichsten Verhältnissen in schwarzen Ghettos, in zerfallenen Häusern, oft von Ratten und Ungeziefer geplagt. Viele von ihnen teilten nicht das Ideal der Gewaltlosigkeit mit Martin Luther King. So kam es immer wieder zu gewaltsamen Rassenunruhen.

Martin Luther King sprach sich gegen den Vietnamkrieg aus, was ihm viele Feinde machte. Er wurde als Vaterlandverräter beschimpft. Doch mit der Zeit sahen immer mehr Amerikaner ein, dass der Vietnamkrieg riesige Summen verschlang, die zur Bekämpfung der Armut im eigenen Land fehlten.

Nach Martins Tod wurde der 3. Montag im Januar zum Nationalfeiertag erklärt „Dr. Martin Luther King Day“. Ganz Amerika erinnert sich an diesem Tag an die Friedensbewegung, die Martin Luther King anführte.

Zusammengefasst nach Ulrike Welker, Martin Luther King entdecken, S. 31 – 59, Neukirchener Verlagshaus 2002

B8 „Endlich frei“ (April 1968)

Es ist der **3. April 1968**: In den Morgenstunden fliegt eine Maschine vom Flughafen Atlanta verspätet ab. Ihr Flugziel ist Memphis in Tennessee. Der Pilot setzt den Kopfhörer auf, schaltet das Lautsprechersystem ein. Er sagt: „Wir bedauern die Verspätung; aber wir haben Dr. Martin Luther King an Bord. Um sicher zu gehen, dass alle Gepäckstücke genau überprüft wurden, um sicher zu sein, dass alles an der Maschine in Ordnung ist, mussten wir alles besonders sorgfältig kontrollieren. Wir haben die Maschine sogar die ganze Nacht bewachen lassen...“

Wenige Stunden danach landet das Flugzeug wohlbehalten in Memphis. Martin Luther King war nach Memphis gekommen, um die schwarzen Müllarbeiter in ihren Anliegen für Gleichbehandlung zu unterstützen. Dr. King und seine Begleiter mieten sich in dem Obergeschoss des Motel „Lorraine“ ein. Wenige Stunden später spricht der Pfarrer und Führer der Antirassistenbewegung vor einer Gemeinde von Farbigen. Seine Ansprache lässt die Zuhörer aufhorchen. „Wir kamen nach Memphis, und einige Leute sprachen von den Drohungen, die umliefen – was mir von den Händen einiger unserer kranken weissen Brüder zustossen würde. Nun, ich weiss nicht, was geschehen wird. Wir haben hier einige Schwierigkeiten. Aber das macht mir wirklich nichts mehr aus. Denn ich habe auf dem Berggipfel gestanden. Wie jedermann möchte ich gern leben, lange leben, mit einem langen Leben gesegnet sein. Aber darüber mache ich mir jetzt keine Sorgen. Ich will nur Gottes Willen tun. Und er hat mir gewährt, dass ich auf dem Berggipfel stehen durfte. Ich habe hinuntergesehen, und ich habe das gelobte Land gesehen. Vielleicht komme ich nicht mit euch zusammen dorthin. Aber ich erhoffe mir heute Abend von unserem Herrn, dass wir als ein Volk ins Gelobte Land kommen. Deshalb bin ich heute Abend glücklich darüber, dass ich mir keine Sorgen mache, um gar nichts. Ich fürchte keinen Menschen. Denn meine Augen haben das Gelobte Land gesehen. Ehre sei Gott in der Höhe!“

4. April 1968: In einer heruntergekommenen Pension gegenüber der Unterkunft, in welcher Dr. King sich eingemietet hat, logiert ein Mann. Der Portier schätzt ihn zwischen sechsundzwanzig und zweiunddreissig Jahren. Vielleicht ist er auch älter. Manchen Leuten kann niemand das genaue Alter am Gesicht ablesen. Ausserdem wechseln die Gäste dieser Pension so häufig, so dass es sich nicht lohnt, jeden einzelnen näher zu betrachten oder sich gar deren Namen zu merken. Der Fremde

trug einen Koffer, schrieb sich ins Gästebuch ein. Namen sind Schall und Rauch. Mr. Smith oder Mr. Brown oder Mr. Marshall. Hauptsache, die Dollars stimmen. Der Fremde verhielt sich korrekt. Er wünschte ein bestimmtes Zimmer und bekam es. Schliesslich möchte jedes Gasthaus seine Besucher zufrieden stellen.

„Haben Sie noch einen Wunsch, mein Herr?“

„Nein, danke! Ich melde mich schon. Vorläufig möchte ich nicht gestört werden.“

„Ihr Gepäck, Sir?“

„Nicht nötig! Den Koffer trage ich selbst.“

Nach den Formalitäten nimmt der Fremde den Schlüssel und begibt sich nach oben. Eine Treppe führt von aussen in das Obergeschoss. Sorgfältig verschliesst der dunkelhaarige Weisse in hellem Anzug die Zimmertüre. Dann schaut er sich um. Das Badezimmer interessiert ihn besonders. Von hier aus hat er nämlich einen ausgezeichneten Blick zum gegenüberliegenden Motel „Lorraine“. Er schätzt die Entfernung bis zum Balkon des Zimmers, in dem Dr. King wohnt, auf etwa 70 Meter. Eine gute Distanz! Die Strasse lässt sich gut überschauen, obwohl sie teilweise mit Bäumen bepflanzt ist. Aber um diese Jahreszeit sind sie kaum belaubt, so dass ein scharfer Beobachter alle Vorgänge, die sich auf dem Balkon des Motels abspielen, genau sehen kann.

Der Mann öffnet seinen Koffer. Er holt ein Remington-Gewehr heraus, schraubt es höchst konzentriert zusammen, setzt ein Zielfernrohr auf. Sorgsam überprüft der Mann das Gewehr. In Amerika ist es sehr einfach, Waffen zu kaufen. Schliesslich muss man sich verteidigen können. Aber er, er ist ein Profi, ein Auftragskiller. Fast liebevoll schaut er sein Gewehr an. Die Firma Remington stellt bekanntlich die besten Gewehre her. Nur das Beste ist für ihn gut genug. Der Mann geht ins Badezimmer, öffnet das Fenster, das Gewehr in der linken Hand. Probeweise visiert er das Motel an. Er nickt zufrieden.

Im „Lorraine“, in dem Dr. King wohnt, ahnt niemand etwas von einem hoch gewachsenen Weissen, der in der Pension gegenüber seine Vorbereitungen trifft. Auch die patrouillierenden Polizisten schenken der Pension wenig Aufmerksamkeit. Zwar sind sie angewiesen, die Augen offen zu halten. Aber sie hoffen darauf, dass alles ruhig bleibt. Natürlich ist das keineswegs sicher. Der Leiter der Polizei von Memphis ist ein umsichtiger Mann. Er hat sich auf mögliche Unruhen vorbereitet, und seine Leute wurden angewiesen, alles zu tun, um Störungen zu vermeiden.

Der Schütze mit dem Remington-Gewehr wartet. Seit fast drei Stunden hockt er reungslos auf seinem Platz. Wie ein Adler mit scharfem Blick. Unablässig richtet er seine Augen auf das „Lorraine“, vor allem auf den Balkon vor dem Zimmer von Martin Luther King und seinen Begleitern. Gespannt, lauernnd blickt er hinüber. Die Uhr zeigt achtzehn Uhr an. Die Sicht verschlechtert sich allmählich, denn es wird langsam Abend. „Mach schon, komm endlich mal raus!“ murmelt der Weisse mürrisch und flucht. Doch alles bleibt ruhig.

Dr. King hat den grössten Teil des Tages in seinem Zimmer verbracht, um sich auf den bevorstehenden Protestmarsch gründlich vorzubereiten, der friedlich verlaufen soll. Darum ist es notwendig, alle Einzelheiten vorher genau festzulegen. Dr. King will jeden Aufruhr vermeiden. Nun scheint alles geregelt. Er hat sich seine Rede sorgfältig zu recht gelegt und aufgeschrieben. Zufrieden steht er vom Schreibtisch auf. Er wirft einen Blick durchs Fenster. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne blinzeln durch das Fenster. „Frische Luft, das kann ich jetzt brauchen“, sagt Martin fröhlich zu seinen Freunden. Er trifft einen Augenblick nach draussen auf den Balkon, um sich zu entspannen. Die frische Luft ist herrlich. Der Pfarrer atmet tief ein. Ihm fällt noch etwas ein. Jesse Jackson, der Freund, sieht, wie Dr. King sich nach vorne über das Geländer beugt. „Können wir zur Abendandacht das Lied ‚Precious Lord Take My Hand‘ (übersetzt: geliebter Herr, nimm meine Hand) spielen?“ fragt er den Organisten Ben Branch, der unter dem Balkon war. „Klar“, antwortet Ben lachend. Solomon Jones, der Martin an diesem Abend fahren sollte, ruft hinauf: „Es wird kühl, Dr. King. Nehmen Sie ihren Mantel mit.“ „Einverstanden“, sagt Martin. Es ist fast Zeit zu gehen.

Der Mann im weissen Anzug sieht durch das Zielfernrohr. Jetzt hat er den Kopf des Schwarzenführers präzise im Koordinatenkreuz. Ein Fingerdruck. Der Schuss löst sich. Solomon Jones hört den Knall. Entsetzt schaut er auf Martin Luther King, der sich umdreht und auf den Rücken fällt. Nach dem ersten Entsetzten schreien alle nach einem Arzt. Pfarrer Jackson sieht von allen Seiten Polizisten herbeieilen. Auch sie haben den Schuss gehört. Blut entströmt der Wunde des Verletzten. Jemand bindet ein Handtuch um Dr. Kings Hals. Es ist bald blutdurchtränkt. Sirenen heulen. Ein Krankenwagen rast herbei. Sanitäter springen aus dem Auto, zerren eine Transportliege aus dem Wagen, eilen nach oben. Jemand hält eine Sauerstoffmaske bereit, drückt sie Dr. King aufs Gesicht. Er wird ins St.-Josephs-Hospitals gebracht. Die Ärzte

kämpfen noch eine Stunde um das Leben von Martin Luther King. Um 19:05 Uhr Ortszeit geben sie auf. Pfr. Dr. King ist tot. Der stellvertretende Leiter des Krankenhauses, Dr. Paul Hess, erklärt vor der Presse: „Die Ärzte taten alles, was in ihrer Macht stand....“

Coretta King, die Frau des Ermordeten, kommt sofort aus dem 500 Kilometer entfernten Atlanta mit dem Flugzeug. „Wir haben immer gewusst, dass meinem Mann einmal etwas zustossen kann. Ich glaube, dass es Gottes Wille gewesen ist.“ Ihr Gesicht ist starr, unbeweglich. Als hält sich der Schmerz um den Toten hinter einer dunklen Maske verborgen. Als die älteste Tochter Yoki, die Nachricht von der Ermordung ihres Vaters durch Coretta erhält, fragt sie ihre Mutter: „Mami, soll ich den Mann hassen, der meinen Daddy getötet hat?“ „Nein Liebes, dein Daddy hätte das nicht gewollt“, antwortet ihr Coretta.

Wo steckt der Mörder? Ein in der Nähe des Lorraine-Motels postierter Polizeibeamter hat den Todesschützen noch beobachten können. Aber er ist nicht mehr da. Die Flucht gelingt. In einem weissen Sportwagen vom Typ Ford Mustang. Seinen Koffer lässt der Attentäter in der Eile stehen. Die mutmassliche Mordwaffe wird gefunden und sichergestellt. Vom Täter fehlt vorläufig jede Spur. Zeugen berichten, dass er die Pension durch den Haupteingang verlassen habe. Später fand man den Killer. Er hiess James Earl Ray. Er war ein Auftragskiller. In wessen Auftrag hat er getötet?

Text angelehnt an A. Müller-Felsenburg, Grosse Christen 2, S. 37-41

Die Beerdigung fand in der Ebenezer Baptist Church in Atlanta statt, wo Martin Luther King getauft worden war und als Sechzehnjähriger seine allererste Predigt gehalten hatte. Es war eine eindrückliche, schlichte Feier, so wie Martin es sich gewünscht hatte. Viele Menschen weinten. Martins Leben war nicht lang gewesen, aber es hatte das Leben Tausender verändert. Über 150'000 Menschen versammelten sich, um Martin Luther King das letzte Geleit zu geben. In einem einfachen Sarg gezogen von zwei Maultieren wurde Martin Luther King zu seiner letzten Ruhe geleitet. In den Tagen nach seinem Tod hörten mehr Menschen als zuvor über Radio und Fernsehen seine Botschaft. Auf seinem Grabstein steht: „Endlich frei, endlich frei, Gott dem Allmächtigen sei Dank, ich bin endlich frei.“

Das schwarze Amerika trauerte. Sie hatten ihren Führer verloren, der ihnen in dem Kampf um Gleichberechtigung mutig vorangegangen war. Man trauerte mit Coret-

ta und den Kindern, denen der Ehemann und Vater entrissen worden war. Martin Luther King war erst 39 Jahre alt.

In 63 Städten kam es zu Krawallen, Plünderungen und Krawallen. 34 Schwarze und 5 Weiße starben in diesen Unruhen. Am schlimmsten traf es die Hauptstadt Washington, wo ganze Strassenzüge in Schutt und Asche versanken. Die Wut und die Verzweiflung der Menschen waren verständlich, aber es war nicht die richtige Reaktion auf die Ermordung eines Predigers der Gewaltlosigkeit.

Martin Luther King war kein Träumer, obwohl er einen Traum hatte. Er hat auch uns mit seinem Leben ein starkes Vorbild hinterlassen, an dem wir uns orientieren können. Die Kraft für seinen Kampf gab ihm sein tiefer Glaube an den Sieg der Gerechtigkeit Gottes unter den Menschen.

Zum ganzen Text siehe auch C. Scott King, Mein Leben mit Martin Luther King, S. 251-265